



DER SCHÄDEL IM WALD

Die Farne wucherten zunehmend üppiger. Reisig, dicke Äste und entwurzelte Bäume behinderten seinen Weg. Hier kam niemand her, um den Waldboden nach Feuerholz abzusuchen. Die letzten Anzeichen von Zivilisation lagen weit hinter ihm und die speckige Landkarte, die er erworben und nach Informationen der nächstlebenden Anwohner erweitert hatte, konnte ihm schon längst nicht mehr helfen. Er befand sich mitten im unberührten Leder, die nächsten Linien bereits über eine Handspanne entfernt.

Ihm war klar, dass es nicht leicht würde. «Das ist es nie, wenn man einer Legende nachjagt», rief er sich in Erinnerung, während er über den Stamm einer vermodernenden Birke kletterte, deren gescheckte Rinde großflächig rundherum verteilt lag. Die Insekten, die sich unter der Rinde im morschen Holz einnisteten, lockten beständig kleine Jäger und Vögel an, welche die Schutzschicht abschälten und sich ein Festmahl auf Kosten derer gönnten, die sich dort in vermeintlicher Sicherheit wähten.

Sein Magen knurrte. Wenn selbst die Fressgelüste der Tiere auf Insekten seinen Appetit anregten, war es an der Zeit, diesem Bedürfnis nachzugeben. Selbst wenn das Brot hart war und der Käse auf der Zunge brannte, es füllte den Magen und gab ihm neue Energie.

Vor etwa vier Jahren war ihm die erste Geschichte über einen Schatz zu Ohren gekommen. In einer Höhle hinter dem *Kotzenden Schädel*. Während andere über den Namen lachten, malte er sich bereits aus, wie dieser Ort aussehen mochte. War er natürlichen Ursprungs oder von Menschenhand erbaut? War letztlich gar eines der alten Völker daran beteiligt? Es dauerte lange, bis er das Gebiet einzugrenzen vermochte. Dort, wo die Geschichte bei den Bewohnern vermehrt bekannt war, begann er seine Suche, kreiste das Areal nach und nach ein, erstellte eine Karte, die er mit

der Zeit ergänzte. Bis auf die Mitte füllte sich das Leder, und genau durch dieses Zentrum seiner Aufzeichnungen bewegte er sich jetzt.

Immer wieder blieb er stehen und lauschte gebannt, ob er ein fernes Rauschen erahnen konnte, dass ihn zu seinem Ziel leitete. Als er es endlich vernahm, konnte er sein Glück kaum fassen. Er würde das, was sich hinter dem Schleier des Wasserfalls lag bergen. Er sah die mannigfaltigen Reichtümer vor sich, die er aus dem Wald schleppte. Sie würden ihm ein sorgenfreies Leben verschaffen.

Seine Schritte beschleunigten von ganz alleine, erfüllt von einer lang nicht dagewesenen Leichtigkeit, die ihn beschwingten Schrittes führte.

Das Rauschen nahm zu und bald lag der Geruch von Wasser in der Luft. Frisch und klar ließ es ihm die Spucke im Munde zusammenlaufen. Feiner Sprühnebel legte sich auf sein Gesicht und benetzte den Waldboden. Er mahnte sich zur Vorsicht, denn er beabsichtigte nicht, sich das Genick so kurz vor dem Ziel zu brechen, weil er in seiner Hast auf einem von Moos überzogenen Stein ausglitt.

Der Wald zeigte sich lichter, das Rauschen wurde immer lauter und schließlich schälte sich ein Teich zwischen den Bäumen hervor, in den tosend das Wasser herabstürzte. Doch das wirklich Beeindruckende war der gewaltige Schädel, aus dessen Kiefer sich das Nass in die Tiefe ergoss. Mit offenem Mund starrte er ihn an, und sah diesem vermutlich recht ähnlich. Der Schädel erschien im nicht aus dem Fels geschnitten worden zu sein. Er wirkte so, als hätte er irgendwann einmal auf gewaltigen Schultern gesessen. Doch wer hatte ihn hier platziert? Und was für eine Spezies besaß derart gewaltige Körper?

Behutsam umrundete er das Wasserbecken, suchte sich eine zugängliche Stelle und stillte seinen Durst mit dem kühlen Wasser. Den Schädel ließ er dabei nicht aus den Augen, ebenso wenig wie der Schädel ihn, denn er gewann das unangenehme Gefühl, die leeren Höhlen verfolgten seine Schritte. Ein Gefühl der Beklommenheit machte sich in ihm breit. Wenn er nicht aufpasste, würde diese sich in Angst wandeln und die war kein guter Berater, vor allem, wenn man sich mehrere Tagesmärsche von den nächsten Ansiedlungen entfernt aufhielt.

Der Wasserfall lag dicht vor ihm. Seine Kleidung klebte vom Spritzwasser durchnässt auf seiner Haut und jagte ihm einen kalten Schauer über den Körper.

Er suchte einen Weg, auf dem er hinter die tosenden Wassermassen gelangen könnte, doch es stürzte zu nah am Fels herab, um einen halbwegs trockenen Pfad zu bieten. Es blieb ihm nur der Weg mitten hindurch. Er legte sein Reisegepäck hinter einen Felsbrocken, in dessen Schatten es einigermaßen trocken war und stieg langsam in das kalte Wasser. Kam es ihm beim Trinken noch erfrischend vor, so versetzte es ihm nun eisige Nadelstiche unter die Haut. Klappernd stand er vor dem Wasserfall und wappnete sich, diesen zu durchschreiten. Er trat einen weiteren Schritt nach vorne. Erste Tropfen klatschten ihm auf Gesicht und Schultern.

«Was führt dich an diesen Ort?» Die Stimme floss inmitten des Wassers um ihn herum. Vor Schreck wäre er beinahe gestürzt und konnte sich nur gerade eben auf den Beinen halten.

«Was? Wer?»

«Was führt dich an diesen Ort?», wiederholte die Stimme.

Selbst wenn er hätte lügen wollen, es wäre ihm nicht gelungen. «Ich suche den Schatz.»

«Wer den Weg zu mir findet, erhält ihn», rollte die Stimme mit den Wassertropfen über seine Haut. «Tritt in das Wasser und empfang die Weisheit.»

«Weisheit?», echote er fassungslos. «Das soll der Schatz sein?»

«Tritt in das Wasser.»

Er hätte heulen können. Weisheit? Was sollte ihm das bringen? Weisheit konnte man weder essen, noch sich etwas davon kaufen. Dennoch trat er vor, selbst wenn er am liebsten laut geschrien hätte.

Wasser umspülte ihn, prasselte mit Macht auf seinen Schultern und zwang ihn fast in die Knie, doch er stemmte sich dagegen. Was nun? War es das?

Gleißendes Weiß umfing ihn, ließ alle Konturen verschwimmen und durchflutete ihn mit dem gesammelten Wissen der Zeit. Die Erkenntnisse überschwemmten ihn und brachten seinen Verstand beinahe zum Schmelzen. Als er das Becken verließ, war jeglicher materieller Bedarf von ihm abgefallen, denn er wusste nun um den wahren Wert des Lebens.



GÖTTERFROST

Knirschend gab die verharschte Schneedecke nach. Selbst mit den breiten Schneeschuhen brach er bis zur Mitte des Schienbeines ein. Immer wieder hoffte er, die dünne Eisschicht, die sich nach dem gestrigen Sonnenschein auf dem Schnee gebildet hatte, vermochte ihn zu tragen. Es war ein Spiel, durch das er sich den langen Marsch zu verkürzen erhoffte. Er stapfte hinter seinem Vater her, der den Weg vor sich mit einer Stange nach möglichen Rissen und Spalten im Gletscher absuchte.

Nicht allzu häufig traten sie den Weg über die Berge an, doch zumindest einmal im Jahr mussten sie das Dorf im Tal auf der anderen Seite des Berges besuchen, um dort ihren Tribut beim Tempel zu entrichten und die Götter milde zu stimmen. Darauf bestand sein Vater. Es war das zweite Mal, dass er ihn mitnahm und er fieberte dem Erreichen des Gipfels entgegen, der noch hinter einer tiefhängenden Wolkendecke verborgen lag. Er hoffte inständig, dass sich die Sichtverhältnisse verbesserten, bis sie dort angelangten, damit er einen Blick auf das göttliche Monument werfen konnte.

«Erzählst du mir die Geschichte von Skyrr und Morga, Vater?», fragte er.

«Schon wieder?», lachte sein Vater. «Wie oft hast du sie bereits gehört?»

«Bitte, Vater», quengelte er. «Dann spüre ich die Kälte nicht so sehr.»

Sein Vater seufzte. «Nun gut. Es ist ja schließlich nicht so, dass wir etwas Besseres zu tun hätten.» Es dauerte einen Moment, bevor sein Vater weitersprach. Er wusste, dass dieser nicht nach den rechten Worten suchte, sondern sich konzentrierte, um mit seiner tiefen, ruhigen Erzählstimme der Geschichte die gewünschten geheimnisumwobene Stimmung einzuhauchen.

«Am Anbeginn der Zeit gab es zwei Götter. Skyrr, den Vater allen Lebens und Morga, die Schlange und Mutter der Erde. Gemeinsam erschufen sie unsere Welt. In Eintracht erhoben sie die Gebirge, gruben tiefe Ebenen, welche sie mit Wasser füllten, ersonnen die Landschaften, die unsere Welt so abwechslungsreich und einzig-

artig machen. Morga widmete sich den Tiefen, der groben Struktur, während Skyrri die Oberfläche mit Geduld und Sinn für die Feinheiten herausfeilte.

In unendlicher Zeit arbeiteten und lebten sie in Harmonie, zufrieden mit dem, was sie erschufen.»

Sein Vater hielt inne, als sein Stab tiefer im Schnee versank und dieser in einem trügerischen Riss im Eis verschwand. Erst, nachdem er einen sicher Pfad fand, sprach er weiter.

«Skyrri war außerordentlich zufrieden mit seinem Werk. Er empfand es als frevlerisch, dieses für sich alleine zu beanspruchen, und erschuf Leben, das auf dieser Welt existieren sollte. Morga beäugte seine Bemühungen mit Missfallen und Neid, denn in ihrem Reich, unter der Kruste der Welt, vermochte sie kein Leben zu erschaffen, das sie ebenso verehren könnte, wie die Wesen, die Skyrri erschuf und die ihm als ihrem Gott huldigten. Ihre Kreaturen waren blind, missgebildet, dumm und verdorben, während Skyrri's Wesen ihm Kultstätten und Tempel errichteten, um ihm zu danken und ihn zu ehren.

Der Neid wuchs in Morga und fraß sich immer tiefer in Geist und Leib. Sie sprach nicht mehr mit Skyrri, der ihre Abwesenheit nicht einmal bemerkte. Zu sehr nahm ihn sein Schaffen in Beschlag. Die Verehrung der Menschen ließ ihn Morga vergessen. Doch Morga vergaß ihn nicht und mit jeder Spanne, in der er ihr keine Aufmerksamkeit schenkte, verdarb ihr Herz weiter, wurde schwarz von Hass. Sie begehrte auf, ließ die Erde beben, spie Feuer aus den Spitzen von Bergen, ließ gewaltige Flutwellen entstehen, die sie gegen die Küsten sandte, um die Bewohner der Oberfläche in Angst und Schrecken zu versetzen, nur damit Skyrri sie wieder wahrnahm. Doch das tat er nicht.»

«Warum hat er nicht verstanden, dass sie traurig und enttäuscht war?» Besorgt schaute er zum Himmel auf, doch die Wolken wollten den Blick noch nicht freigeben.

Sein Vater zuckte die Schultern. «Vermutlich hatte er sie vergessen. Es lagen Äonen von Jahren zwischen den Anfängen der Zeit und dem Punkt, an dem sie jetzt angelangt waren.»

«Wusste er denn nicht mehr, dass er die Welt nicht alleine erschaffen hatte?»

«Das weiß nur er selbst. Darf ich jetzt weiter erzählen?» Er blickte zurück und der Junge nickte eifrig. «In ihrer Trauer und ihrem Hass zog sie sich zurück in die Tiefen des Gesteins.

Dort wartete sie, verfluchte ihn und versteifte sich auf den Gedanken, ihn und sein Werk zu zerstören. Sie plante, ihm zu nehmen, was er ihr genommen hatte. Es begann mit einem verheerenden Erdbeben, während dessen Höhepunkt sie hervorbrach und Tod und Vernichtung über alles Leben auf der Oberfläche brachte. Ihr Schlangenleib zermalmt Städte und Wälder, wühlte Ozeane auf und verwandelte sie in Becken voller trüben Schlammes. Selbst da erkannte Skyrri sie nicht und ihr Zorn wuchs ins Unermessliche und sie beschloss, die Welt zu vernichten, um ihn wieder für sich alleine zu haben. Skyrri's Pein muss bei dem Anblick endlos gewesen sein und er schoss auf sie herab, um sie aufzuhalten. Ein Kampf entbrannte zwischen den beiden Göttern, den sie von den Tiefen der Meere, bis in die Gipfel der

Gebirge austrugen. Die Lebewesen erzitterten, flüchten sich an Orte, von denen sie hofften, dass sie ihnen Sicherheit boten, doch der Kampf der Götter währte unzählige Lebensspannen lang und verwandelte die Welt in eine unbewohnbare Einöde voller Krater und aufgeplatzter Landstriche, die unter der verdunkelten Sonne zu sterben drohten. Doch letztlich, als fast alles Leben der Welt vernichtet und verdorben war, gelang es Skyr, hier auf dem Gipfel der Welt, Morga zu besiegen. Er presste sie mit seinem Gewicht in das Gestein des Berges und hielt sie dort gefangen, bis der Frost der Unendlichkeit sie beide zu einem zusammenfrieren ließ. Das Blut ihrer zahllosen Wunden verstreute sich, gebar die Existenz neuer Gottheiten, die das Leben auf der Welt neu erschufen. Die Welt, in der wir leben, mein Sohn.»

Als hätten die Götter das Ende der Geschichte abgewartet, um die Wolken mit einem Hauch davonzutreiben, enthüllten sie den Blick auf Skyr und Morga in ihrem eisigen Grab.



DER TURM

Nebelschwaden erhoben sich aus der flachen, unbewegten Wasseroberfläche. Das seichte Wogen der zerfasernden Wolkengebilde stellte die einzige Bewegung dar, die in dieser ansonsten scheinbar verlassenem Gegend zu erkennen war. Der Hauch des Windes schien zu schwach, um die knorrigen Nadelbäume, die sich an die spärlichen Humusreste in den Felsspalten klammerten in Unruhe zu bringen. Widerspenstig verharrten sie im Halbdunkel der dicht verhängten Sonne, die nicht die Kraft aufbrachte, das bleierne Grau zu durchdringen. Ein Pfad, aus auf den ersten Blick trittsicheren Steinen, zog sich von ihrer Position bis zu ihrem Ziel, dass sich in drohender Pracht vor ihnen erhob.

«Bist du dir immer noch sicher, dass es eine gute Idee war, herzukommen?», erkundigte er sich mit beklommener Stimme.

«Es ist nur ein Turm!», erwiderte sein Begleiter und fügte grinsend hinzu. «Oder graut es dich vor dem Nebel?»

Er schluckte und rieb sich über die nackten Arme. «Seit wir das Tal betreten haben, stehen mir die Haare am ganzen Körper zu Berge. Es fühlt sich an, als greife er nach mir, mit seinen feuchten, kalten Klauen.»

«Dann lass uns zusehen, dass wir zum Turm gelangen. Dort finden wir hoffentlich etwas Schutz und einen Platz für ein Feuer», wies der andere in Richtung des Bauwerkes.

Er folgte seinem Fingerzeig. Anfangs entdeckten sie bei ihrer Wanderung nur die Spitze des Turmes, der sich einem lockenden Finger gleich über die Kante einer schroffen Felswand erhob. Neugierig folgten sie der Verlockung, um herauszufinden, was sich hinter der Formation verbarg und wichen von ihrem eigentlichen Weg ab. Auch wenn ihre Unsicherheit mit jedem Schritt zunahm, war es ihnen nicht möglich,

ihrer Wissbegierde nachzugeben, und bald fanden sie sich in diesem düsteren Tal wieder.

«Als hätte jemand den Turm einer Kirche geklaut, und die Orgelpfeifen gleich mit», staunte er, als sie in das Tal gelangt waren und einen ersten freien Blick darauf erhaschten.

Behutsam balancierten sie über die aus dem Wasser ragenden Felsbrocken auf das schlanke, hohe Portal zuhaltend, das den Eingang des Turmes markierte. Mit jedem Schritt steigerte sich sein Unwohlsein, bis er das Gefühl, des sich ihm zuschnürenden Halses, fast nicht mehr ertrug. Er keuchte und würgte trocken, setzte aber dennoch weiterhin einen Fuß vor den anderen, als folge er von partieller geistiger Paralyse befallen einem flötenden Rattenfänger. Alles an ihm schrie den Wunsch heraus, herumzuwirbeln und davonzulaufen, doch sein Körper vermochte dieses Flehen nicht zu erhören. Seinem Reisegefährten schien es nicht besser zu ergehen, denn sein Hosenbein verfärbte sich in diesem Augenblick von oben nach unten dunkel. Trotz der ihn zunehmend befallenen Panik, war er froh, dass er seine Blase vor dem Betreten des Tales entleert hatte.

Immer gewaltiger ragte der Turm vor ihnen auf. Sein zuvor stummer Ruf, der sie lockte, steigerte sich zunehmend über ein hintergründiges Wispern, bis hin zu einem fremdartigen, monotonen Gesang, der sie unwiderruflich auf ihn zuwandeln ließ.

«Was passiert hier?», presste er hervor.

Sein vor ihm laufender Begleiter stieß ein jämmerliches Schluchzen aus. «Ich will hier weg.» Die zuvor dargebotene Selbstsicherheit war einer tränenerstickten Stimme gewichen.

Sie waren dem Turm jetzt so nahe, dass die verwitterten, grauen Holzflügel des Tores ihnen deutliche Kratzspuren zeigten, die sich zur Mitte hin stetig dunkler verfärbten. Der Gesang glich einem Brausen unzähliger sich überlagernder Stimmen, verzerrt bis zur Unkenntlichkeit, das ihnen das Blut in den Adern zu eisigen Klumpen gerinnen ließ.

Ihre Schritte lenkten sie unweigerlich auf das Portal zu und je näher sie herangelangten, desto deutlicher wurden die Kratzspuren im Holz, gerissen von Fingernägeln, wie er jetzt erkannte. Zersplitterte Nägelreste, tief in das Grau des Holzes versenkt, zeugten von der Verzweiflung, die jene ergriffen haben musste, deren Kampf letztlich in blutigen Spuren endete.

Begleitet von einem leisen Knarren schwangen die Flügel nach innen auf und eröffneten einen Blick auf eine tiefe, alles verschlingende Schwärze, die dahinter lauerte.

Jede Faser seines Körpers drängte ihn dazu, fortzurennen und doch trat er einen weiteren Schritt auf den grauenversprechenden Schlund zu. Das nächste Würgen war nicht trocken und der bittere Geschmack von Galle breitete sich in seinem Mund aus. Süßlicher, eisenhaltiger Gestank drang aus dem Portal, doch die Verlockung des Gesanges ließ sie weiter vorantaumeln, bis sie einen Fuß über die Schwelle setzten. In diesem Moment endete der Sog, der ihre Geister vernebelte. Er wollte davonrennen, doch etwas zerrte nun an ihren physischen Leibern. Er schrie, bis

seine Stimmbänder zu reißen drohten. Mit unbändiger Vehemenz riss diese Kraft sie in das Innere, bevor die Tore zuschlugen, ihre Schreie einsperrten und sie dem lockenden Gesang hinzufügten.



TAGESLICHT

Der Geruch der Luft veränderte sich. Sie drang stechend-scharf in Mund und Nase und reizte seine Schleimhäute. Das musste das Ozon sein. Er beschleunigte seine Schritte, denn es konnte nicht mehr weit sein, auch wenn der Tunnel, durch den er seit einer Ewigkeit zu wandern schien, nach wie vor dunkel und bedrückend vor ihm lag. Die Wände staubtrocken und rissig. Kein Zeichen von Leben kreuzte den schwächer werdenden Strahl seiner Lampe. Er musste sich beeilen, wenn er nicht im Stockdunklen weiterlaufen wollte, selbst wenn er sich die Karte bis ins kleinste Detail eingepägt hatte.

Alle hatten ihm abgeraten, zu gehen, ihn angefleht, beschimpft und ihm war, als ständen sie kurz davor, Gewalt anzuwenden, um ihn abzuhalten. Dennoch war er gegangen. Er war in der Finsternis des Bunkers geboren, nun war er fast dreißig. Bei einer Lebenserwartung von maximal vierzig Jahren, die ihn in der kleinen Gemeinschaft erwarteten, hielt er es nicht länger aus. Er kannte es nicht anders, doch alles, was sie aßen und tranken, schien ihm schal, abgestanden und verseucht. Das war der Grund, weshalb sie früh starben. Die Toxine zersetzten sie viel zu schnell, ließen sie frühzeitig altern und blutspuckend krepieren. Er konnte es nicht akzeptieren, neues Leben in diese sterbende Welt zu setzen, was ihn zu einem Außenseiter machte, einem, der den Fortbestand gefährdete. Doch was bot das Leben denen, die nachfolgten, außer Elend und einem Leben voller Schmerzen durch die sich zersetzenden Organe? Kinder verloren ihre Haare und Zähne, bevor sie das zehnte Lebensjahr erreichten. Blass waren sie, wie die Wesen, die sie aus den öligen, verseuchten Wasserlachen fischten und zu einem Brei zerstampften, den auch die Zahnlosen zu schlucken vermochten.

Er konnte so nicht mehr existieren, nicht mehr vegetieren, bis der Blutgeschmack im Mund zu einem Dauerzustand wurde. Er wollte die Oberfläche sehen, nur einmal,

selbst wenn es sein Ende bedeutete. Niemand wusste, die wievielte Generation in den Schächten, tief unter der Erde mittlerweile lebte. Die Aufzeichnungen waren vergessen worden, weil es niemanden mehr kümmerte.

Sie alle hatten sich mit ihrem Schicksal abgefunden, das sie unter die Erde bannte. Was ihn erwartete, wusste er nicht, nur, dass es ihn vermutlich schnell töten würde. Doch ein Blick auf die Sonne, die ihren Planeten verbrannte, wollte er werfen.

Ihm schien, als würde der Gang heller und er knipste seine Lampe aus. Tatsächlich, dort drang Licht durch das Dunkel des Tunnels. Er wanderte weiter. Langsam schälte sich der Gang aus dem Zwielflicht. Grauer Beton, beschienen von einem fast orangenen Licht, als würde es von Flammen geworfen. Hinter einer Biegung zeigte sich ein grelles Loch. Er beschattete die Augen, blinzelte und wandte sich ab. Er setzte eine abgedunkelte Schutzbrille auf, die er sich gebastelt hatte. Dennoch stach das Licht in seinen Pupillen, wie Nadeln. Er würde hier warten, bis er sich an die ungewohnte Helligkeit gewöhnt hatten. Dreißig Jahre ohne natürliches Licht hinterließen ihre Spuren.

Es dauerte lange, ehe er sich traute weiterzugehen. Schemenhaft bildeten sich gewaltige, halb verfallene Gebilde im grellen Schein ab. Vermutlich die Orte, an denen die Menschen früher lebten. Zerstört, verlassen, der Gnadenlosigkeit der ungefilterten Sonne ausgesetzt. Er wusste nicht genau, was damals geschehen war, nur dass alle sagten, die Menschheit sei selber Schuld daran gewesen.

Behutsam tastete er sich voran, legte immer wieder Pausen ein, um seinen Augen etwas Ruhe zu gönnen. Das Ende des Tunnels war nah. Sonnenlicht strahlte dort direkt auf den Beton und ließ ihn verschwommen wirken, wie die Luft über einer Flamme. Dort lagen sein Ziel und vermutlich sein Ende. Er schritt in den Lichtkegel und zog die Kapuze von seinem Kopf. Die Tränen des Glückes verdorrten augenblicklich unter den sengenden Strahlen der Sonne. Mit einem Lächeln auf den Lippen umarmte er den Schmerz, dann sank er zu Boden.



DER TITAN

«Wisst ihr weshalb der *Endirische Wald* eben diesen Namen trägt?» Das Feuer spiegelte sich in seinen wachsamen Augen, während sein Blick über die Zuhörer schweifte. Niemand antwortete, doch das hatte er auch nicht erwartet. Einem Geschichtenerzähler galt es zu lauschen und nicht ihn zu unterbrechen.

«Ich bin lange Zeit in seine Tiefen gewandelt. Er scheint wie alle anderen Wälder. Die Bäume sind nicht höher, die Tiere nicht zutraulicher oder ängstlicher und hinter den Borken sitzen die gleichen Insekten, wie in anderen Hainen. Und doch fühlte ich mich beobachtet. Es war nicht unangenehm, sondern schützend, als schlinge jemand eine Decke um mich, damit ich weich falle, sollte mein Tritt fehlgehen. Ich rief mir alte Legenden in Erinnerung, die ich einst vernahm. Legenden über einen Titanen, der sich seiner Zeit dem Schutz unserer Welt verschrieb. Meist stand er starr auf einer Stelle, um mit seinen riesigen Füßen nicht ganze Landstriche dem Erdboden gleichzumachen. Die Welt war damals ein guter und friedlicher Ort, denn der Titan wachte über sie und war weithin sichtbar. Er überragte selbst Gebirge und seine Augen rühmten sich einer Schärfe, die ihresgleichen suchte. Niemand wagte es, Kriege zu führen, zu morden oder der Gewalt zu frönen, aus Angst vor der Strafe des Titans.» Sein krummer Zeigefinger wanderte über die gebannten Zuhörer, um sich ihrer Aufmerksamkeit zu versichern.

«Irgendwann kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen zwei Baronen, die in einem Gefecht gipfelte. Die Barone klagten sich gegenseitig an, um die Strafe des Titanen heraufzubeschwören, doch der Titan schwieg. Er schwieg auch, als aus kleinen Scharmützeln ein handfester Krieg wurde. Dörfer und Felder brannten, Landvolk wurde geschlachtet und die Schmiede widmeten sich einer fast verlernten Sparte ihres Handwerkes: der Herstellung von Waffen und Rüstungen. Doch der Titan

schwieg. Der Titan verblasste. Die Menschen sahen seine hoch aufragende Gestalt nicht mehr und wer sich dunkel daran erinnerte, tat ihn als Mär ab. Mit dem Vergessen wich die Angst vor Strafe und der Mensch ließ seiner Natur wieder freien Lauf. Kriege brachen allenthalben aus. Heerscharen verwüsteten die Ländereien und Marodeure geißelten die Bevölkerung. Heute ist der Titan ein Märchen, eine Gaukelei auf Jahrmärkten, doch ...» Mahnend hob er die faltigen Hände. «... es gab ihn wirklich.» Die letzten Worte flüsterte er. Er ließ das Gesagte wirken, bevor er fortfuhr.

«Ich habe seinen Wald durchschritten. In dessen Mitte ragt ein unübersichtliches Gewirr aus Felsen und Geröll auf. Es ist dicht überwuchert, so dass kaum ein Blick zum Himmel möglich ist, so wie auch im Rest des Waldes. Tagelang war ich gezwungen dieses Gebiet zu umwandern. Schließlich erreichte ich dem Saum des Waldes, dort, wo sich das westliche Gebirge erhebt. Über steile Pfade, die sonst nur die Gämse besteigen, arbeitete ich mich empor. Erst als ich sicheren Boden erreichte, wagte ich einen Blick zurück. Und da sah ich ihn: den behelmteten Schädel des Titanen. Er war zu Stein geworden in den Jahrtausenden des Friedens, bevor das Wetter seine Gebeine schliff und ihn zum Einsturz brachte, so dass die Welt ihn vergaß und seine Gesetze missachtete. Nur sein Haupt hat überdauert und bezeugt seine Existenz. Es gab ihn wahrhaftig. Sein Name war Endir.»



KEIN WASSER

«Verdammter Mist», fluchte Eli und schluckte trocken. «Das sieht mir nicht so aus, als fänden wir hier irgendwo Wasser.»

Nika deutete mit einer genervten Geste auf die Vögel, die sich in nahezu perfekter V-Formation am Himmel abzeichneten. «Die Viecher werden sicher keinen Sand fressen und irgendwann müssen sie eine Pause einlegen.»

Eli hoffte, dass Nika Recht behielt und sie einen Ort fanden, an dem sie ihre spärlichen, abgestandenen Wasserreserven würden auffüllen können. Seit seiner Geburt bestand sein Leben aus der täglichen, immerwährenden Suche nach dem lebensspendenden Nass. Früher soll es gigantische Wasserflächen gegeben haben, welche die Menschen Ozeane, Meere, Seen und Flüsse genannt haben. Heute deuteten nur die Relikte vergangener Generationen an, dass dies nicht nur eine erspinnene Legende war.

Es hieß, die Gier derer, die mehr als genug besaßen, habe dazu geführt, dass das Wasser verschwand. Den Anfang machten skrupellose Großkonzerne, die Brunnen in den ärmsten Ländern der Welt bohrten und dort Wasser förderten, das sie in den wohlhabenden Regionen der Erde teuer verkauften. Dies war der Beginn der Enteignung auf das Recht des Menschen an überlebensnotwendigen Ressourcen wie Wasser und Atemluft. Unruhen, Revolten und blutig niedergeschlagene Auflehnung der Ärmsten der Welt waren die Folge, doch die Macht derer, die dazu in der Lage waren die Hähne abzdrehen, war zu groß und zig Millionen Menschen wurden zwangsenteignet, mit einem Gegenwert, der nicht einmal ausreichte, um die eigene Familie auch nur für ein paar Tage zu ernähren. Staaten ergaben sich ihrer Macht, gaben die Führung aus den Händen, ließen sich zu Handpuppen der übermächtigen

Konzerne machen und verschwanden letztlich gänzlich oder fristeten ein Schatten-dasein.

«Ich sehe nichts als Sand», erwiderte Eli mutlos. Am liebsten hätte er sich sofort die letzten in seiner rostigen Feldflasche schwappenden Schluck trüben Wassers die ausgedörrte Kehle hinablaufen lassen, doch er wusste, dass er würde warten müssen. Lange.

«Ich sage dir, es gibt Wasser dort draußen. Die Vögel führen uns. Sie kennen die Routen. Sie werden ihnen mit ins Nest gelegt», erklärte Nika etwas milder, denn sie verstand die Angst, die hinter seinen Worten steckte.

Eli nickte ergeben, denn er vermochte sich der Logik ihrer Worte nicht zu verschließen. Er sah sich um. Das riesige rostige Gebilde, das sich vor ihnen in der Wüste erhob, sah aus wie ein hässliches, halb zerfallenes Gebäude aus Stahl. Jemand erzählte ihm vor Jahren, dass diese Giganten früher auf dem Wasser geschwommen waren. Ein Bild, das vor seinem geistigen Auge nicht entstehen wollte, so sehr er sich auch anstrengte.

«Dann muss das hier früher ein Meer oder ein Ozean gewesen sein», staunte er über die Weite, der sich vor ihnen ausbreitenden, immer gleichen Landschaft. Die Geschichten besagten, dass die um die Vorherrschaft kämpfenden Konzerne derart verbissen gegeneinander kämpften, dass sie es vorzogen unvorstellbare Mengen Wasser zu verdampfen, als dieses Reservoirs ihren Konkurrenten zu überlassen. Da waren die Brunnen längst versiegt und mithilfe gigantischer Entsalzungsanlagen, deren leblosen Gerippen noch heute an vielen Orten dahinrotteten, wurde das salzhaltige Meerwasser zu Trinkwasser aufbereitet, um den Durst der stetig wachsenden Bevölkerung zu stillen.

Nach dem kriegerischen Akt der Verdampfung soll den Überlieferungen nach der Exitus eingesetzt haben, das Massensterben. Durst und Hunger, denn auch den Hydrokulturen unter den ausgedehnten Glaskuppeln stand kein Wasser mehr zur Verfügung, führten zu Kriegen um letzte Rationen, zu Mord, Totschlag, Kannibalismus, Seuchen und elendigem Kriechen. In den damaligen Zentren dieser Welt kam es Eli manchmal noch immer vor, als wehe der Hauch des Todes durch die zerstörten Gassen, auch wenn mittlerweile nur noch Staub und Knochenmehl als Zeitzeugen zurückgeblieben waren.

«Siehst du, kleiner Bruder!», rief Nika aufgeregte. «Sie setzten zur Landung an.»

Eli kniff die Augen zusammen und beschattete sie mit der Hand. «Bist du dir sicher?»

«Natürlich, Blödmann», zerrte sie ihn mit sich, die Schritte bedeutend beschwingter als zuvor.

Eli folgte ihr, auch wenn der Wassermangel seinen Körper bereits lähmte und seine Muskeln mehr pflichtbewusst, als freudig ihre Arbeit verrichteten. Hoffentlich lag seine Schwester mit ihrer Vermutung richtig und sie entdeckten eines der rar gesäten Wasserlöcher. Am besten eines, an dem weder er noch seine Schwester das Einzige als Gegenleistung für das Wasser anzubieten gezwungen waren, was sie besaßen. Die meisten bekannten schlammigen Quellen waren besetzt und die-

jenigen, die über das Wasser geboten, forderten in Ermangelung an Tauschobjekten oftmals eine physische Bezahlung für die Sicherung des Überlebens.

Sie kämpften sich den Rand einer Düne empor, dessen weicher Sand bei jedem Schritt unter ihren Füßen nachgab, bevor sie endlich den Kamm erreichten und auf das Land vor ihnen warfen, in dem die Vögel zum Sinkflug angesetzt hatten.

Nika schlug die Hände vor den Mund, während Eli auf die Knie sank und den Blick nicht abwenden konnte. Wäre sein Körper nicht derart ausgetrocknet, er hätte Tränen vergossen.



TOR ZU EINER ANDEREN WELT

Böige Winde rissen den feinen pulverigen Neuschnee von den ungeschützten Kanten und wirbelten die glitzernden Kristalle durch das fahle Mondlicht, das sich auf ihnen brach. Waren die Böen stärker, prickelten die eisigen Geschosse auf den freiliegenden Hautstellen.

Er zog den Schal, der Mund und Nase bedeckte, ein wenig höher, so dass nur noch seine zusammengekniffenen Augen zu erkennen waren. Er bewegte sich schneller, um die Kälte zu vertreiben, die bereits durch seine Kleidung wanderte und an seiner Körperwärme saugte. Er durfte nicht verweilen, selbst wenn seine Muskeln nach einer Pause verlangten, denn das würde seinen unweigerlichen Tod bedeuten. Festgefroren am Dach der Welt, bis in alle Ewigkeit dazu verdammt, steifgefroren zu verharren, bis der Frost womöglich eines Tages nachließ und sein Leib seiner Seele folgen dürfte. Viele die vor ihm hatte dieses Schicksal auf ihrer Suche ereilt. Die meisten lagen tief verborgen unter Schnee und Eis. Die jüngeren Opfer des Berges entdeckte er beizeiten als flache Hügel oder von Reif überzogene, bläulich glänzende Gestalten. Die Glücksritter, die dem Ruf einer besser Welt gefolgt waren. So wie er. Nur beförderte sie ihr Schicksal in ein frostiges Grab und nicht an das Ziel ihrer Träume.

Ihr Ende mahnte ihn, nicht aufzugeben, selbst wenn alles in ihm danach schrie, sich einfach fallenzulassen und der kräftezehrenden Plackerei ein Ende zu setzen. Einzig seine Willenskraft ließ ihn immer wieder einen Fuß vor den nächsten setzen.

Er hob den Blick vom allumfassenden Weiß. Der Grat, den er erklimm, lag nicht mehr fern, doch selbst diese Strecke mochte seine verbliebenen Kräfte aufzehren. Sein Ziel musste sich einfach dahinter befinden. Wenn nicht, wäre sein Weg ein vergeblicher gewesen. Schnell verdrängte er den Gedanken, um die Angst und Hoffnungslosigkeit dieser Vorstellung nicht die Oberhand gewinnen zu lassen.

Die dünne Luft drohte ihm die Sinne zu rauben, umgarnte ihn mit der Verlockung, einfach aufzugeben. Wie er es letztlich vollbrachte, sich auch die letzten Schritte emporzuquälen, wusste er nicht. Wind peitschte den Schnee vom Kamm des Berges und wirbelte ihn einer zerfasernden Wolke gleich davon, zerrte auch an ihm, doch er spürte es beinahe nicht mehr.

Seine Augen füllten sich mit gefrierenden Tränen, die er sich unbeholfen von den Wimpern brach. Sein Ziel lag zum Greifen nah. Ein gewaltiges Rund, welches das halbe Tal überspannte. Dort unten lag kein Schnee, nur ein Abfluss des Schmelzwassers wälzte sich auf das riesige Portal zu. Dahinter lag eine fremde Welt. Dunkle Gebilde, aus deren Tiefe grelle, weißliche Lichter hervorbrachen. Formen und Strukturen, wie er sie nie zuvor gesehen hatte.

Rasch, beflügelt von der aufkeimenden Euphorie suchte er nach einem Abstieg, der nicht zwangsläufig mit einem zerschmetterten Leib endete. Er tastete sich mit den Füßen voran, trat einige Schneeblettchen los, die den Hang hinabrutschen. Behutsam bewegte er sich hinab, immer wieder innehaltend, um den besten Weg zu finden, der ihn zu seinem Ziel führen würde. Die Zeit zog sich elendig hin und das Tal rückte nur behäbig näher. Schweiß durchtränkte seine Kleidung, was ihn zunehmend auskühlte, da sie bald steif wie ein Brett wurde. Dies war der Moment, in dem sich entschied, ob er erfolgreich sein würde oder mit dem Ausblick auf ein besseres Leben erfror. Sein Atem ging stoßweise und der Schal vor seinem Mund war von gefrorener Atemluft und Reif überzogen. Er rutsche kurz aus, fing sich aber wieder. Seine Beine zitterten, seine Zehen spürte er schon lange nicht mehr, doch hielt er sich aufrecht. Adrenalin pumpete seinen Lebenswillen durch die Adern und ließ ihn voranschreiten.

Unvermittelt durchbrach sein Bein den Schnee, tiefer als zuvor, so dass er beinahe bis zur Hüfte darin versank. Er kämpfte sich frei und schob sich mühsam heraus, nur um gleich wieder zu versinken. Ein Knirschen zog durch die Dunkelheit und ließ ihn verharren. Da war es wieder. Es klang, als reiße etwas und ohne, dass er sich bewegte, schob er sich dem Tal entgegen. Langsam erst, dann immer rasanter. Er kämpfte gegen den Sog an, doch die Massen des Schnees waren zu gewaltig und strebten unaufhaltsam den Hang hinab.

Brocken kollerten an ihm vorbei, trafen ihn, drückten Schnee in seine Kleidung, verstopften Mund und Nase, so dass sein Schrei erstickte. Dann drehte sich die Welt. Oben und unten wechselten sich untrennbar voneinander ab. Die Massen wankten und prügeln ihn durch. Etwas Hartes prallte gegen seinen Rücken und ließ ihn aufstöhnen. Er atmete ein Gemisch aus Luft und eisigen Kristallen ein, das ihn würgen ließ. Der nächste Aufschlag raubte ihm fast die Sinne. Seine Gliedmaßen schleuderten unkontrollierbar durcheinander. Etwas traf seinen Kopf und seine Sinne schwanden.

Wie lange er das Bewusstsein verloren hatte, wusste er nicht. Er spürte keine Schmerzen und doch konnte er sich nicht bewegen. Er öffnete die Augen. Nicht weit entfernt erhob sich das Portal, hinter dem eine neue, unbekannte Welt lag. Eine Welt, das spürte er, die er nicht würde erreichen können. Er blickte nicht an seinem Körper

hinab, denn er ahnte, dass er diesen zerschmettert vorfinden würde. Er hielt die Augen auf sein Ziel gerichtet, bis sein geschundener Leib für alle Ewigkeit an der Flanke des Berges festfror.



END OF DAYS

Knirschend setzte sein schwerer Stiefel auf dem rissigen Asphalt aus. Sein Atem ging stoßweise und die Scheibe seines Visieres beschlug. Die Filtervorrichtung quietschte bedrohlich. Mutmaßlich war die Apparatur bei der Landung beschädigt worden. Selbst durch den Helm spürte er die beklemmende Stille, die abgesehen von einigen herumwuselnden Nagetieren und kleinen Vogelschwärmen nicht gestört wurde. Die Außenmikrofone transportierten bis auf ein schnarrendes Störgeräusch nichts Wesentliches zu ihm herein.

Er bewegte sich in der Mitte einer Straße im Zentrum New Yorks. Einer Stadt, die er anders gekannt hatte. Voller Leben, Hektik und Lärm. Nichts war davon geblieben. Er schlängelte sich zwischen von Rost befallenen Kolonnen von Yellow Cabs, Bussen und Familienkarossen hindurch. Durch den Asphalt brechende Vegetation behinderte sein Vorankommen und immer wieder blieb er mit seinem sperrigen Anzug an den dicht an dicht stehenden Automobilen hängen. Dennoch zog er die Straße dem Gehweg vor, denn dort lagen wild verstreut die verbleichenden Knochen der Bürger des Big Apple. Verfault, dort wo sie gefallen waren. Der Tod war unmittelbar eingetreten. Hoffentlich schmerzfrei.

Er passierte ein Taxi, in dessen Front der Fahrer noch immer die knochige Hand auf dem Lenkrad liegen hatte, ganz so, als gedachte er seine Fahrt in Kürze fortzusetzen.

Was für ein Wahnsinn. Es lag schon 10 Jahre zurück und doch ließ ihn die Realität fassungslos erschauern.

Damals war alles in einer rasanten Geschwindigkeit geschehen. Er stand kurz davor, seinen Dienst an Bord der ISS zu beenden. Die Nachfolgecrew musste schon auf dem Weg zum Shuttle gewesen sein. Dann war alles abgebrochen. Jeglicher Kontakt. Weg. Keine Funksignale. Nur Fernsehsender, Streamingdienste und Radio

sendeten weiter, bis das geplante und eingespeiste Programm endete. Danach folgten nur Rauschen und Testbilder, bis selbst diese abbrachen.

Niemand kam. Niemand berichtete. Keine Informationen.

In ihrer Verzweiflung stellten sie endlose Theorien auf, von denen nur eine stetig wiederkehrte und sich in ihren Köpfen manifestierte.

Der pandemische Virus, der 2 Jahre, nachdem sie die Erde verlassen hatten, ausgebrochen war, musste mutiert sein und zu einem augenblicklichen Massensterben geführt haben. Ein apokalyptischer, vollumfänglicher Exitus! Aber handelte es sich überhaupt um einen Virus? Oder war es vielmehr eine Waffe? Eingeschleust von extraterrestrischen Feinden, mit dem Ziel, die Menschheit auszulöschen? Sie vergingen sich in Verschwörungstheorien und warteten ab. Nichts anderes blieb ihnen übrig, denn falls sie sich mit den Rettungskapseln hinabgaben, so mochte sie selbiges Schicksal ereilen, wie alle anderen.

Ihre kleine Crew brachten das Warten und die Ungewissheit um den Verstand. Nach 3 Jahren erwürgte sich Svetlana mit Hilfe eines Bettlakens. Nur wenige Tage später verließ Gordon die Station durch eine Schleuse. Ohne Raumanzug.

7 weitere Jahre verbrachte er mit Kim, dem letzten Menschen, von dem er sicher war, dass er am Leben war. Zuletzt wurden die Nahrungsrationen knapp und Kim erkrankte. Sein ausgemergelter Leib hatte der Krankheit nichts zuzusetzen und er starb nur kurz darauf in seinen Armen.

Nach einer schnellen Bestandsaufnahme war ihm klar, dass ihm nur zwei Optionen blieben. Hier zu verhungern oder mit der Rettungskapsel zur Erde zu fliehen. Letztlich entschied er sich für die Erde. Ein letztes Mal würde er auf ihr wandeln können, als einziger Mensch, der existierte.

Grob koordinierte er seine Heimatstadt New York an und löste die Verankerung der Rettungskapsel.

Ein Baum. Mitten auf einer 4-spurigen Straße. Es war erstaunlich, wie schnell die Natur dazu in der Lage war einen Schleier über die urbane Tristesse der Menschheit zu werfen.

Das Quietschen seiner Filteranlage steigerte sich zu einem Ächzen, das ihm klar werden ließ, wie zerstört die fragile Technik war. Nur eine Frage der Zeit, bis ungefilterte Luft eindrang. Der Punkt war nur, ob das Virus weiterhin aktiv war und in welcher Form. Er lachte auf, als ihm bewusst wurde, wie unsinnig diese Überlegung angesichts seiner Lage war. Tränen liefen ihm über die Wangen, als er seinen Entschluss traf. Beherzt hob er die Hände und entriegelte den Verschluss seines Helmes.



DER MÖNCH

Verzweifelt hob er den Blick. Kaskaden schillernden Wassers stürzten sich, Myriaden von feinen Sprühnebeltropfen in die Luft entlassend, die Hänge vom Plateau des ewigen Wassers hinab in das grüne Tal. Meilenweit erstreckte sich der jäh Abbruch vor ihm, doch nur auf einer Meile war es dem Wasser gelungen, den Fels zu überspülen und sich, begleitet von einem Tosen und Grollen, der Tiefe entgegenzuwerfen. Der stete Strom brach nie ab, schwankte nicht in der Menge des herabstürzenden Wassers, sondern versorgte das Tal seit jeher zuverlässig mit Wasser. All die Gehöfte, Weiher, Dörfer, Ansiedlungen und Städte, die in den vergangenen Jahrhunderten an den weit verzweigten Wasserläufen hinter den Kristallfällen aus dem Boden geschossen waren, um sich die lebensspendende Energie der Flüsse zu Nutze zu machen, existierten nur seinetwegen. Die zahllosen Menschen, deren Lebensgrundlage ihren Ursprung an genau diesem Punkt nahm, siedelten hier, weil das Wasser sie mit allem versorgte, was sie benötigten.

Anhand der Ländereien weit abseits der Flüsse und Bäche, ließ sich erahnen, wie es vor dem Auftauchen des Wassers ausgesehen haben mochte. Karg, unfruchtbar und lebensfeindlich.

Er haderte mit sich, mit seinem Orden und seiner Aufgabe. Nie hätte er erwartet, dass seine Obrigkeiten etwas Derartiges von ihm verlangten. Wäre es ihm bewusst gewesen, so hätte er sich der geheimen Bruderschaft niemals angeschlossen. Ihrem Credo nach war es ihre von den Göttern gegebene Aufgabe, das Gleichgewicht zu wahren. Ein schöner Gedanke, der ihn letztlich dazu bewogen hatte, sich dem Aufnahme-ritual und dem jahrelangen Studium hinzugeben. Sein Verständnis von Gleichgewicht richtete sich auf das Auffinden und Ausgleichen von Machtverschiebungen und der Regulation der Werte und Normen, denen die Bevölkerung unterlag. Doch dies? Wie sollte er dereinst vor seine Götter treten und ihnen eine plausible Erklärung für das liefern, was der Orden ihm abverlangte? Und wie könnte es ihm im Vor-

wege gelingen, mit dieser Schuld, die er auf sich zu laden ausgesandt worden war, zu leben? Es gab keine Antworten auf diese Fragen.

Er folgte dem gewundenen Pfad hinab in Richtung der Wälder, um diese in Richtung der Abbruchkante zu durchqueren. Eine in Stein geschlagenen Treppe würde ihn von dort aus auf das Plateau des ewigen Wassers führen, zu der Stelle, an der sich die Wassermassen einer Walze gleich über die Felskante stürzten.

Seine Gewissensbisse nahmen zu, während er die Last seiner unter der Kutte mitgeführten Fracht immer schwerer wahrnahm. Sie zerrte an ihm, an seiner Standhaftigkeit, die bislang über jeden Zweifel erhaben gewesen war. Oben angekommen stand ihm der Schweiß auf der Stirn. Die Anstrengung des Aufstieges und seine innere Qual pressten die salzige Flüssigkeit unaufhaltsam aus seinen Poren. Der grobe Stoff seiner Robe zeigte sich benetzt von feinen Wasserperlen, die allgegenwärtig in der Luft schwebten.

Hier oben glitzerte die Sonne auf dem klaren Wasser. Ein endloser Ozean breitete sich vor ihm aus. Die Quelle allen Lebens im grünen Tal. Er schluckte schwer und fischte die kleine gläserne Phiole aus der innen eingenähten Tasche seiner Robe. Er betrachtete die trübgraue Flüssigkeit, die sie enthielt. Undurchsichtig und matt schwappte sie darin und schien das Licht der Sonne zu absorbieren.

Wie vermochte dieser winzige Schluck, gemessen an den unüberschaubaren Wassermassen, einen derartigen Effekt erzielen? Doch an der Wirksamkeit des Trankes hatten die Alchemisten des Ordens keinen Zweifel aufkommen lassen. Rasend schnell würde sich die Substanz mit dem Wasser vermengen, es verderben, hinabstürzen und jegliches Leben das mit dem Gemisch in Berührung kam auslöschen. Er schloss die Augen und drängte jeden aufkeimenden Zweifel in sich zurück. Es war seine Pflicht vor den Göttern. Er zog den Korken mit einem leisen Plopp aus der Phiole, atmete tief durch und setzte sie entschlossen an die Lippen.